

Friedrich Zurlaubens grosser Tag

Autor(en): **Jenny, Heinrich Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Wohltäter

Der Schlummer wirkt Leben
Mit heimlichen Händen,
Und hat er's gegeben,
So ist er entflohn.

Nicht Dank erst noch Frage:
Wir greifen die Spenden
Und zehren am Tage
Und schwelgen davon.

Und ist es verschwendet
Und liegen wir nieder:
Gleich reget er wieder,
Der Gute, sich schon.

Er lächelt und spendet
Und liebt uns nicht minder
Wie Mütter die Kinder
Und fragt nicht nach Lohn.

Friedrich Zurlaubens großer Tag.

Novelle von Heinrich Ernst Jenny, Zofingen.

Nachdruck verboten.

Aus einem der stattlichen Altbürgerhäuser am Kirchplatz zu Oltingen trat an einem schönen Oktobermorgen ein sorgfältig gekleideter Greis, am Arm ein junges Weib im schlichten Hausgewande. Es begleitete ihn einige Schritte weit, gab ihm dann die Hand und eilte flink, daß die zierlichen Füßchen kaum den Boden berührten, wieder demselben Hause zu. Auf der Treppe oben wandte es sich um. Der Greis auf dem stillen Platze draußen zog seinen schwarzen Schlapphut wie vor einer Herzogin... Sie winkte mit dem weißen Nastüchlein und verschwand in der Türe.

„Frühling,“ murmelte er und schritt, ein Lächeln im müden Gesichte, davon.

Wie seit vierzig Jahren, so öffnete Friedrich Zurlauben auch heute punkt acht Uhr die muffigen Räume der alten Stadtbibliothek, die er ohne Entgelt mit aller Sorgfalt und Liebe verwaltete.

Er fühlte sich nicht recht wohl in den letzten Tagen. Waren es die siebenzig Jahre, die zur Ruhe mahnten? Oder rächte sich das unermüdlche Studium der Vergangenheit Oltingens, seiner teuern Vaterstadt? Er fiel beinahe in den Lehnstuhl am breiten Tisch des hochgetäfelten Ausleihezimmers, öffnete mit zitterigen Fingern die eingelaufenen Briefe, ordnete die Bestellzettel nach den Nummern im Bücherraum und wartete dann gelassen auf den Gehilfen.

Punkt neun hörte er schlurfende Schritte, freischte die Türe. Samuel Rebsamen stand dienstbereit vor ihm, ein kleines krummes Greislein mit drollig langem Schnurrbart und gesträubten Brauen über den eingefunkenen, auswärts schielenden Neuglein. Zurlauben schob ihm die zu

erledigenden Bestellzettel zu. Alsobald ließ der Gehilfe einen Schwall von lausgroßen Stadtneuigkeiten los, indem er dabei seine ausgetretenen Schuhe mit Filzpantoffeln vertauschte, eine lange eisgraue Bluse über den vormals schwarzen Rock herunterzupfte und ein verblichenes Sammetkäpplein auf den spitzen kahlen Schädel schob.

Friedrich Zurlauben blickte schweigsam gradaus an die Wand gegenüber, wo auf einem braungebeizten Büchergestell, dessen Schäfte einige nützliche Nachschlagewerke trugen, zwei schimmernde Nachbildungen griechischer Frauenschönheit standen. Er hörte nichts von dem Geschwätz; er dachte an die Frau seines Sohnes und ihre Anmut an Leib und Seele... Da merkte Samuel Rebsamen, daß sein Gebieter anderswo war, ergriff die Zettel und verschwand damit brummend in der Türe zum Bücherraum.

Man las viel in der alten behaglichen Stadt, aber meist ohne Geschmack und Ziel. Auch die Zeit hatten und als gebildet galten, stöberten am liebsten in billigen Wochenblättern und illustrierten Monatsheften herum, worin sie an süßlichen, spannenden Romanen und Novellen stets reichlichen Vorrat fanden. Die Bürger trugen einen selbstgefälligen Stolz auf die Bibliothek zur Schau und führten ihre fremden Gäste zur besondern Würdigung des Besuches mit behäbiger Würde zwischen den hohen Büchergestellen spazieren, wobei Herr Zurlauben als Cicerone zu walten pflegte, indem er vor diesem oder jenem Regal anhielt, eine seltene Ausgabe herausgriff und ihren Wert mit bedächtiger, lieblosender Gelehrsamkeit

hervorhob. Und gewiß fast jedesmal ertönte wie von ungefähr die brüstende Frage des Bürgers:

„Nicht wahr, Herr Zurlauben, unsere Bürgerbibliothek ist eine der ältesten des Landes und genießt die Achtung der Gelehrten?“

Und jedesmal verbeugte sich Herr Zurlauben, senkte aber den ehrwürdigen Kopf so tief, daß der feine Spott in seinen Augenwinkeln nicht zu lesen war.

Dabei fiel es niemand in der Stadt ein, darüber nur eine Sekunde lang nachzudenken, warum Herr Zurlauben von ganzem Herzen Bibliothekar war und ob es nicht Pflicht und Ehrensache eines angesehenen Ortes sein müsse, ein solches Amt ordentlich zu lohnen. Man fand es durchaus in der Ordnung, daß ein so reicher Herr wie er die Arbeit umsonst tue. Ja, im stillen dachten viele, das sei gar nicht gearbeitet, die Hauptsache leierte der Gehilfe und der sei gut bezahlt für das bißchen Bücherschleppen.

„Wie besorgt sie heute war, als ich fortging! So ein Herz!“ flüsterte Friedrich Zurlauben vor sich hin. Plötzlich verfinsterten sich seine milden blauen Augen, und er seufzte laut: „O Abrecht, du törichtes Kind! Ahnst du denn nicht, daß ihre Seele mehr wiegt als all dein Gold? Wenn ich ihn nur überzeugen könnte!“

Aus dem Bücherraum tönte das Klappern schlarpender Pantoffeln. Da wußte der Greis wieder, wo er war, raffte alle Energie zusammen und begann die Schlußbetrachtung zu seiner geschichtlichen Arbeit. Niemand störte ihn diesen Morgen. Kein Besuch kam; kein bequemer Forscher wünschte eine Abschrift; kein wissenschaftlicher Student erbat Auskunft über vorhandene Manuskripte; kein soeben aus dem Welschland heimgekehrtes, frisch poliertes Oltinger Jüngferchen verlangte mit affiger Sicherheit einen französischen Roman. Er war ganz allein und jetzt ganz bei seiner Sache. Müdigkeit wie Unruhe verschwanden unter dem Drange, das Werk zu vollenden. Die Zeit verging, er merkte es nicht... Und plötzlich wie von selbst stand auch der schlichte Schlußsatz geschrieben: „Oltingen besitzt nun in diesen Urkunden die Grundlage für eine zuverlässige und interessante Stadtgeschichte,

dazu vollkommene Gewißheit, daß Alemannen — nicht Römer — es gegründet haben.“ Er merkte auch das kaum und saß da gleich einem zu Tode erschöpften Krieger, dem das Bewußtsein von Kampf und Sieg entgleiten will. Wie aus weiter Ferne kam ihm plötzlich der Gedanke: Beate hat das duftende Mahl bereit und wartet am Fenster hinter den Geranien; du darfst nicht zu spät kommen.

Unsichern Ganges verließ er seine Werkstatt. Sonst war er gewohnt, vor dem Essen dreimal um den alten Stadtkern zu spazieren, wozu ein Stündlein ausreichte. Und das so genau um dieselbe Minute, daß behauptet wurde, es gebe Leute an der Ringstraße, die ihre Uhren nach dem Erscheinen des Herrn Zurlauben richten und nicht nach dem Schlag der Münstererglocke. Heute aber entschloß er sich, ohne Umschweife heimzugehen. Es war ihm tief zuwider, schwach gesehen oder gar bemitleidet zu werden. Ein Aufrechter und Vornehmer: so hatte er es immer gehalten. Das gaben auch die zu, die ihn für einen altmodischen Aristokraten nahmen, wenn er aus seiner Abneigung gegen die industrielle Entwicklung Neu-Oltingens kein Hehl machte, da er im Triumphe der Technik das Hinsterben des freien Handwerks und gediegenen Bürgertums deutlich zu erkennen glaubte.

Als er den stillen Kirchplatz erreichte, mußte er stehen bleiben. So klopfte sein Herz. Bekommen griff er an die Brust. Da flogen gurrend die ihn gar wohl kennenden Turmtauben herbei, hupften und tänzelten um ihren geliebten Freund und meinten, er trage die Taschen voll süßer Kernen.

„Ich bin so vergeßlich seit einigen Tagen,“ murmelte er. „Was soll das bedeuten? Es wird doch nicht? Ah bah! Die Stadtgeschichte hat mich etwas hergenommen. Nun ist sie ja fertig. Vorwärts, alter Frik!“

In diesem Augenblick öffnete sich die dunkle Türe des großen Hauses, wo er wohnte, und es erschien daselbe holdselige Weib, das ihn heute morgen ein Stück weit begleitet. Verlangend streckte sie die schönen Arme nach ihm. Wieder zog er fast feierlich seinen Schlapphut. Alsobald flog sie die Stufen herab auf

ihn zu und umschlang den vor Freude und Schwäche Zitternden, indem sie voll Besorgnis flüsterte:

„Du bist so blaß, Väterchen! Fühlst du dich unwohl? Du bleibst am Nachmittag zu Hause, und ich pflege dich.“

„Wo sinnst du hin! Ich habe heute alle Ursache zum Wohlsein,“ scherzte er und bot ihr mit einer etwas steifen Galanterie den Arm.

„Albrecht ist noch in der Fabrik und kommt erst am Abend heim,“ sagte sie im Gehen und senkte traurig den Kopf. „Sein Baumeister ist da mit den Plänen zum Neubau.“

In Friedrich Zurlauben stieg ein Groll gegen seinen Sohn empor. Er konnte diese amerikanische Sucht nach geschäftlicher Macht nicht verstehen; denn für den tönenden Satz „Es geschieht im Interesse der Arbeiter“ brachte er keinen Glauben auf. Gewiß, er achtete den Fleiß Albrechts und seinen rastlosen Unternehmungsggeist, aber er hätte den Zug nach Größe lieber in anderer Richtung gesehen. Und tief zuwider war ihm der herrische Ton, den der Sohn aus der lärmenden Fabrik in die trauliche Luft des väterlichen Hauses trug, daß die Stimme Beates davor erschrak und fast verstummte.

„Vielleicht spielst du nach dem Essen ein wenig Mozart?“ lenkte er ab, wohl wissend, wie innig ihr Gemüt daran hing und wie sie gerade aus dieser Musik immer wieder neuen Frohsinn und beglückende Güte schöpfte. Mit einem freudigen Ruck warf sie den feinen Kopf in den Nacken, lächelte ihm dankbar zu und hieß die Magd auftragen.

War das heute ein herrliches Mahl! Und gab doch nichts Ausgesuchtes. Beide übertrafen einander an schöner Aufmerksamkeit und aßen gleichwohl weniger als sonst. Der alte Zurlauben hörte nichts lieber als Beates silberhelles Lachglöcklein und gab sich alle Mühe, es jetzt läuten zu machen. Er erzählte heitere Begebenheiten aus Oltingens Vergangenheit und wußte seine Figuren so frisch und geschickt in ihr zeitliches Milieu zu setzen, daß seine frohe Zuhörerin plötzlich voll Bewunderung sagte: „Papa, warum schreibst du das nicht nieder? Das ist doch viel schö-

ner als die steifen, feierlichen Urkunden!“

Sie hatte keine Ahnung von der immer noch leise schmerzenden Narbe, die diese Worte in seiner innersten Seele berührten. Er war Sammler aus Not geworden und nicht aus eigener Lust. Nur mit seufzender Brust, aber voll Ehrlichkeit gegen sich selbst hatte er vor vierzig Jahren den jugendlichen Wunsch, einmal ein weithin wirkender Diener der Schönheit zu werden, begraben müssen unter der herben Erkenntnis: Mir fehlt die große Leidenschaft seelischen Freiherrentums, meine Phantasie ist spröde, und allzuschärf seh ich den Schein der Dinge. Und war Bibliothekar und Urkundenforscher geworden. Und hatte sein Amt wahrhaft lieb gewonnen im langsam erstarkenden Glauben, er sei von seiner heimlichen Göttin nicht abgefallen trotz ihrer Stiefmütterlichkeit ihm gegenüber. Und jetzt dieses Wort Beates, wie verführerisch das tönte! Sein Herz zitterte einen Augenblick so heftig wie damals, da er gewähnt, der große Wurf sei nahe und müsse ihm gelingen. Allein heute zählte er siebenzig Jahre und nicht zwanzig. Er ließ sich nicht mehr betören.

„Nein nein! Nur nicht etwas beginnen, wozu die Kraft gebricht!“ antwortete er so laut und bestimmt, daß Beate erstaunte und schier erschrak ob seinen finster gewordenen Augen. Und eine kurze Weile war Totenstille im Gelaß...

„Magst du nun spielen?“ fragte er. Sie setzte sich an den Flügel. Und nun klang und sang das schöne alte Haus... Ein jeder Raum und Gegenstand darin wurde lebendig, schwang und klang leise mit, und jeder hatte seinen besondern Ton, bei dessen Klang er selbst im Tiefinnersten zu beben begann. Das braune Getäfer resonierte wie edles Geigenholz; die Kristallgläser im reichgeschnittenen Büffett hoben ein feines Tafelgeläute an; die Geranien in den offenen Fenstern wiegten lusttrunken ihre roten Blüten; die Tauben am Kirchturm drüben hörten auf zu zanken und gurren, flogen herab, setzten sich auf die äußersten Ränder des breiten Daches und horchten mit vorgestreckten Hälsen nach dem heraufquellenden Jubel; die sonnige Oktoberluft zitterte wie in einem seligen Schauer auf und nieder

und trug die leichte Last der Töne in lichterfüllte Himmelsräume. Auf Flur und Treppen des Hauses war ein Huschen und Wispern, als kämen alle, die vormals hier gelebt in Liebe und Leid, aus dunkeln Tiefen herauf zu horchen und alle guten Penaten, die zu segnen, deren Seele hier in Entzücken aufging und Entzücken spendete... Friedrich Zurlauben saß wie in einem Jungbrunnen. Der leichte Unmut war längst verflogen. Auch er hatte seinen besondern Ton, dessen schwingende Tiefe seinen ganzen Leib in ein unbeschreibliches Zittern versetzte und ein in die Unendlichkeit reisendes Verlangen der Seele erweckte. Und immer wieder kehrte der beglückende Ton in die Melodie zurück... Wußte die Spielerin darum? Wollte sie ihn vergessen machen, daß er am Morgen so matt und müde gewesen? Im untersten Grunde seines Gemütes klagte eine leise Stimme: „Warum konnte es das Leben nicht so fügen, daß die Zauberin mit dir jung war?“ Und eine zweite: „Warum hat deine verstorbene Agnes ihr lautes herbes Wesen dem einzigen Kinde vererbt?“

Da verklagen die letzten Akkorde... Beate wandte sich lächelnd um.

„Väterchen, es schlägt bald zwei. Darf ich dich begleiten bis zur Bibliothek?“

Erstaunt blickte er nach der Uhr und erhob sich.

„Gewiß, Kind. Du meinst doch nicht, ich brauche schon einen Haltepunkt?“

„Aber, Papachen!“

„Weiß schon, du Hexe!“

Sei, wie gafften und rätselten die um diese Stunde zumeist müßigen Dtingerinnen, als der ehrwürdige Herr Friedrich Zurlauben mit seiner Schwiegertochter am Arm durch die Altstadt schritt! Mehr als eine der behaglich vor den Häusern sitzenden Bürgersfrauen erinnerte sich noch gut an die Tage, wo auch sie jung gewesen und für den schönen, aber gar so ernst und vornehmen Jüngling am Kirchplatz geschwärmt hatte. „So wird man alt,“ seufzten sie jetzt und blickten halb neugierig, halb neidisch dem blühenden, zu ihrem Begleiter froh aufblickenden Weibe nach, bis die Ecke sie wegnahm.

Als die beiden das von rotglühendem Wildwein überspommene Bibliothek-

gebäude erreichten, mußte der Greis an der Treppe anhalten. Der Atem ging ihm wieder so schwer, das Herz strauchelte in seinem gewohnten Takt, und vor die Augen senkte sich's wie staubiger Spinnweb.

„Väterchen, was hast du? Wollen wir nicht lieber wieder heim?“ sorgte Beate, in tiefer Angst ihren Arm um seinen wankenden Leib schlingend.

„Nein, nein, Kind! Mir wird schon besser... Man muß nicht so wehleidig sein!“ entschied er und wunderte sich, wie unter ihrer Berührung eine junge Kraft durch die alten Adern rieselte. Fast mühelos stieg er die Stufen hinan. Beate folgte ihm.

Kein Mensch war im Ausleihezimmer außer Samuel Rebsamen. Dienstfeurig pflanzte er sich an seinen Posten und fragte, was gar nicht seines Amtes, nach den Wünschen der Frau Zurlaubens v. Bütikon. Der alte Schläuling buhlte mit dieser ungewöhnlichen Anrede allzu deutlich um die Gunst seines Gebieters. Beate lachte.

„Sind die Dubletten auf dem Estrich alle abgestäubt und gebürstet worden? Wir können sie im bisherigen Zustand niemand zum Austausch anbieten, von Verkauf nicht zu reden.“

Ruhig und bestimmt sprach es Friedrich Zurlauben. Der Gehilfe verstand sofort den Tadel und verschwand mit einem ärgerlichen Hüßeln.

Nun waren sie wieder allein. Mit geschlossenen Augen saß der Greis im dunkelgrünen Lehnstuhl hinter seinem Arbeitstisch, auf dem die heute mittag vollendete Handschrift lag, und lächelte. Er fühlte Beates zärtlich besorgte Augen, er atmete leise den weichen Duft ihres Kleides und empfand das Streicheln ihrer Hände als die süßeste Liebkosung seines Lebens... Von den hohen Wänden ringsum schauten die ernstesten Bildnisse ehemaliger Schultheiße und Ratsherren gnädig auf sie herab. Und durch das breite, weinumrankte Gitterfenster floß das Gold der Herbstsonne in das stille Gemach.

„Beatichen, wünsch dir etwas!“ sagte er und griff nach ihren Händen. Da wurden ihre Wimpern feucht. Sie neigte sich herab, umfing seinen Hals, küßte seinen trockenen Mund und flüsterte:

„Daß du noch lange bei mir, bei uns bleibest!“

„Das ist zu wenig, Kind!“

Wieder war es eine Weile still. Und merkwürdig, beiden wurde, sie saßen nebeneinander auf einem hohen Berg und schauten hinaus in die Unendlichkeit und hätten keinen Wunsch als so zu verweilen.

„Beate, liebst du deinen Mann?“ Kaum hörbar und scheu kam die Frage von seinen unmerklich zuckenden Lippen. Und seine feinen Ohren horchten nach dem Klang der Antwort... Sie errötete tief, tiefer als damals, wo sie Abrechts Weib geworden, und suchte verlegen nach einem glücklichen Satz.

„Du mußt nicht meinen, ich zweifle,“ half er, „ich dachte nur: Das Leben ist lang, und du bist oft — allein.“

Sie blidte umher, wie um sich zu überzeugen, daß niemand da sei oder heimlich lausche. Dann faltete sie die Hände über ihrem Leibe. „Ich trage ein Kind von ihm unter meinem Herzen.“

Rein und weich wie ferner Morgenglockenklang war ihre Stimme, und in den Augen leuchtete es auf wie der Schimmer frühlichtübergossener Firnfelder.

Groß und weit öffnete der Greis die sonst schon spannmüden Lider, schaute sie an wie ein seltenstes Juwel seines Bücherreiches, für das er Hunderte von Franken ohne Zaudern hingelegt, und nun lachte er. Erst nur leise, wie in einem frohen Frühtraum, dann immer lauter, voller, wie Beate ihn niemals lachen gehört, und sagte endlich fast atemlos:

„Du — du machst den alten Knaben wieder jung. Ich bin — Beatus. Ist es auch wahr? Ich Tor, natürlich ist es wahr! Das ist ein Geschenk! Das kann ich nicht erwidern. Du — Frühling meines Winters! Nun ist mir nicht mehr bang um dich. O, wie dank ich dir dafür, meine Trösterin! Wie schön bist du jetzt! So schön warst du noch nie... Nicht böse sein, wenn ich das so sage, gelt! Nun aber will ich dir auch bekennen, warum ich mich so freue: Du wirst in deinem Kinde meine, das ist die Art der Zurlauben fortpflanzen; denn du und ich sind Geschwister derselben Seele... Es wird ein Knabe sein. O, wenn er würde,

was ich einst werden wollte! Beate, ich segne dich und dein Kind!“

Lange und in innigem Verstehen sahen sie einander lächelnd an. Dann gab sie ihm die Hand mit dem Versprechen, ihn um sechs Uhr abzuholen. Draußen hallten Schritte. Der erste Geseft erschien.

Der Nachmittag nahm seinen lässigen Gleichgang. Nur wollte er Friedrich Zurlauben etwas lang werden. Ihn dünkte, er habe gar nichts mehr zu schaffen auf dieser Welt, seitdem sein Buch vollendet und Beate so gesegnet war. Er füllte neue Zettel aus für den Katalog, wobei ihm das sorgfältige Malen der Autorennamen recht mühsam fiel; er zeichnete große Zahlen auf frisch geklebte Rückenschilder; er ergänzte die Eintragungen im Donatorenbuch, den vornehmsten Gönner — sich selbst — vergessend dabei; er stöberte auf Wunsch eines abgedankten Obersten nach dessen ältesten Vorfahren, fand aber nichts; er zeigte einer frommen reichen Witwe die stattlichen Reformatorbriefe im Glaschranke; er schob da und dort vom Gehilfen nachlässig eingestellte Bände zurecht... Aber all das war für ihn keine Arbeit, bloß nutzloser Zeitvertreib.

Um vier verließ Samuel Rebsamen — die Posttasche mit einigen Briefen und kleinen Paketen unter dem Arm — sein Feld. Leider saß ein eifriger Leser der Uhr vergessend noch vor Tisch und Buch. Dem warf der abtretende Gehilfe so grimme Blicke zu und hüftelte mit so kitzelnder Deutlichkeit, daß dem Studio ein längeres Verweilen unmöglich geworden wäre, hätte nicht Zurlauben freundlich gesagt, es eile keineswegs. Er kannte den Jüngling wohl. Keiner erschien so oft hier und verschlang so viel wie der. Im stillen hatte er schon gelegentlich daran gedacht, ihn zu seinem Nachfolger auszubilden. Wie von ungefähr trat er nach einer Stunde zu ihm.

„Herr Jaberg —“

Verwirrt fuhr dieser vom Stuhle auf und stotterte:

„Entschuldigen Sie, Herr Zurlauben! Ich dachte nicht — ich wußte nicht —“

„Bleiben Sie ruhig sitzen... Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen: Vor acht Tagen bin ich siebzig gewor-

den. Da muß man daran denken, für den — Tod bereit zu sein. Nicht, daß ich schon sterben möchte, bewahre! Aber man hat so allerlei Anzeichen, der Jäger laure auf das Wild und sei schußbereit. Nun gut, ich möchte diese Bibliothek einem Verwalter hinterlassen, der sie so lieben könnte, wie ich es vierzig Jahre getan. Herr Jaberg, Sie scheinen mir dafür das rechte Herz zu haben. Wollen Sie?“

Der Jüngling wußte vor Freuden nicht was sagen; denn die Nähe eines so ausgewählten Reichthums, in dem zu schwelgen ihm angeboten war, überwältigte ihn.

„Der Gehalt wird nicht groß sein,“ fuhr Zurlauben fort, „allein ich werde dafür sorgen, daß das schlichte Amt seinen Träger nährt. Schlagen Sie ein, und man wird Sie wählen!“

Wilhelm Jaberg gab dem ehrwürdigen Gönner wortlos die Hand. Dann aber griff er wie trunken nach dem Hute, verbeugte sich links und stürmte ins Freie. Heim mußte er, heim zu seinem Mütterlein, der armen Glätterin im Schattengäßchen, und ihr sagen, daß er doch kein Taugenichts sei und nimmermehr vor ihrem Absterben das schwindende Vermögelein aufzehre.

Friedrich Zurlauben befand sich allein. Sonst hatte um diese Zeit sein liebstes Stündchen begonnen. Im totenstillen Bücherraum war er auf und ab spaziert, wobei die braunen Lausteppiche seine Schritte dämpften, daß es schien, ein Geistlein habe hier sein geräuschlos Treiben. Vor einem teuren Buche hatte er etwa angehalten, es herausgezogen, darin geblättert, die schönsten Stellen halblaut gelesen und es wieder hineingeschoben. Und einige Schritte weiter hatte sich derselbe Vorgang wiederholt, immer wieder, bis im Spiel des Zwielihts die Buchstaben verblaßten. Heute aber zog es ihn nur halb dahin, nachdem er in einem längern Schreiben seinen Rücktritt begründet und dem Stadtrat den Nachfolger warm empfohlen hatte. Am liebsten wäre er heimgegangen. Allein er wollte das Vergnügen, mit Beate nach Hause zu lustwandeln, ja nicht verscherzen. Und so betrat er den großen Bücherraum, durch dessen offene Fenster ein warmer Föhn hereinschwärmte und die üble Luft hinauslegte. Ein Liedlein trällernd, das ihm

einfiel die Mutter gesungen, schlenderte er zwischen den von der zunehmenden Dämmerung umwobenen Regalen hin und her, dachte unvermittelt an seine Bubenjahren und erinnerte sich genau noch an die Farbe des Röckleins, das er vor den ersten Hosen getragen, und an die Stimme des Großvaters, während er vom Ausdrücke des Gesichtes nichts mehr wußte.

Er schaute auf die Uhr.

„Sie wird bald erscheinen,“ murmelte er vergnügt, holte Stod und Hut und wanderte wieder auf und ab. Da wurden ihm die Beine schwer. Ein wahrer Ueberfall von Müdigkeit und Schwäche zwang ihn, den wie haltlosen Körper auf eine der in den Fensternischen stehenden Stabellen niederzulassen. Der Atem setzte bisweilen aus, das Herz pochte sehr langsam und matt in der einsinkenden Brust. Er empfand es kaum. Ihm ward bald wieder so wohl und leicht wie damals, als er nach dem qualvollen Hochschulexamen über die freien Höhen des Gotthard die Wallfahrt nach Italiens Schönheit unternommen. In springenden Bildern huschte sein Leben an ihm vorüber. Und immer wieder bog sich die altgewordene Phantasie zu ihren ersten Anfängen zurück, als suche sie dort noch einmal die Kraft zu einem letzten Fluge. Doch wollte es nicht mehr gelingen, irgend ein Bild oder Erlebnis genau festzuhalten. Und wie vor und im Einschlafen alle Zusammenhänge des Denkens zu zerfehen scheinen und Sinn wie Wert verflattern, so dünkte ihn auf einmal ohne Gewicht und Ziel, was er gewirkt.

„Ich war nur ein kleiner Sammler und Verwalter,“ seufzte er. Ergeben schloß er die schlaffen Lider, nickte ein und hatte einen seltsamen Traum.

Er stand an seinem Pult im Bücherraum und schrieb an einen Studenten, der mit dem lodernden Feuer der Jugend ein großes Werk unternahm. Da tippte eine leichte Hand auf seine Schulter. Ueber rascht wandte er sich um, wer ihn störe. Himmel, was sah er! Vor ihm, um ihn drängten sich lautlos fremde Gestalten von Männern und Frauen, und alle nickten ihm freundlich zu. Wer seid ihr? Was wollt ihr? fragte er beklommen die seltsamen Gäste, deren Zahl beständig wuchs.

Als Antwort vernahm er ein feines Summen und Sirren wie von abertausend Stimmchen eines schwärmenden Biens. Und jetzt sah er auch, wie den ungezählten Bücherrücken allüberall menschliche Gestalten entschlüpften, erst winzig klein, aber im Nu zu richtiger Größe sich entfaltend, indem sie auf den Teppichen zu lustwandeln begannen, ohne daß sie sich stießen in den engen Zwischenräumen. Was die für Trachten trugen! Nur wenige schienen aus der Gegenwart zu stammen. Wunderbar, wie sie miteinander verkehrten, als ob eine Sprache alle verstünden und jeder dem Nachbar schon lange bekannt wäre! Nach und nach bildeten sich Gruppen, deren einzelne Glieder einander immer ähnlicher wurden, doch so, daß stets einer die um ihn Stehenden überragte. Aus der Schar der Größten löste sich einer, der Stolzeste, und trat auf Friedrich Zurlauben zu. Er glaubte ihn zu erkennen. Gleich er nicht dem, den er um seines freiherrlichen Menschentums willen hoch über alle Meister der Künste und Wissenschaften stellte? Doch, er war es. Und nun, o Seligkeit, hörte er auch seine Stimme, laut und deutlich, daß alles Summen und Sirren verstummte und Zehntausende herblühten und lauschten, was er sprach.

„Friedrich Zurlauben, du warst unser treuer redlicher Diener. Du hast unsere Werke mit einer Liebe gehütet, wie sie uns selten zuteil wird. Wir danken dir dafür. Und noch etwas zum Troste deiner Seele: Nicht nur wer von der Welt ein zeitlos Bild und Gleichnis sich schafft wie wir aus eigener Kraft, hat Menschenwert.

Auch wer nachfühlend uns versteht und ehrlich sich beschränkt mit reinem Sinn, gehört zu uns.“

Mit diesen Worten streckte er ihm die Rechte entgegen, Zurlauben wollte sie freudetrunken erfassen, ihm demütig danken für den köstlichen Lohn — da erwachte er aus Traum und Schlummer. Verwirrt blickte er umher und fand sich nicht zurecht in dem großen entvölkerten Raume. Er wollte aufstehen, aber die Glieder versagten. Seufzend sank er zurück wie ein wegemüder Wanderer und starrte durchs Fenster in die rotgoldene Abendglut über dem schwarzvioletten Bergzug des Jura. Ihm war, er höre eine Türe gehen und Schritte kommen. Mühsam hob er den Kopf.

„Lieb Väterchen, wo bist du?“ suchte eine süße Stimme. Er wollte „Hier“ rufen, aber die Silbe verhauchte zu ersterbendem Flüstern. Und schon kniete Beate vor ihm, faßte seine erkaltenden Hände und mahnte:

„Väterchen, es ist Zeit. Du siehst ja gar nichts mehr.“

Noch einmal erstarrte seine Zunge. „Ja—a, es ist — Zeit ... Kind, mir ist so — wohl. Ich fühle, daß ich — sterbe. Nicht klagen — Beatechen — nein — nein — keine Sekunde ... Das Buch — du — der Traum — das war mein großer Tag...“

Noch fühlte er, wie sie ihn umschlang, wie sein Haupt kraftlos an ihre weiche Brust sank, wie ein Duft von milden Herbstrosen den letzten Atemzug würzte. Und dann nichts mehr.

Herbstzeitlose

Stehest schon auf allen Feldern,
Während noch in allen Wäldern
Süße Sommerlieder schallen
Und noch keine Blätter fallen,
Herbstzeitlose ...

Deine zarten Lilafarben
Gleichen nicht des Sommers Farben,
Nicht ein Lachen, nur ein Lächeln
Bist du, Zephyrs letztes Fächeln,
Herbstzeitlose ...

Sinnbild bist du meinem Leben:
Herbstes Nebel mich umweben,
Früh sich Sommertage neigen,
Heimwärts Geisterfinger zeigen ...
Herbstzeitlose ...

□ □ □

Friedrich Dolores von Wymetal, Zollikon.